

KARL KIEM

Götz Stöckmann (Hg.)

hell

KARL KIEM

Das Department Architektur, Fakultät II, Bildung • Architektur • Künste der Universität Siegen
kuratiert regelmäßige Ausstellungen mit Werken von akademisch Lehrenden und Arbeiten von externen bekannten
Professionellen; Architektur, Bildende Kunst, Musik, Neue Medien. Zu jeder Ausstellung erscheint ein Katalog,

Karl Kiem
Reihe: *hell* Band 1
Götz Stöckmann (Hg.)

VORWORT

PETRA LOHMANN

Die Ausstellung »Karl Kiem« würdigt das Werk des Siegener Universitätsprofessors für Baugeschichte und Denkmalpflege, Karl Kiem. „Ein exzellenter Wissenschaftler, der in der bauhistorischen Forschung Einmaliges geleistet hat, ein jederzeit verlässlicher und guter Freund auf gemeinsamen Reisen (Mexico City etc.)“ und in der Zusammenarbeit „immer sehr inspirierend und erfrischend wohltuend - kurzum ein kluger Kopf mit einer enormen Sprachkompetenz und einfühlsamen kulturellem Verständnis“ – so lässt der Kollege Michael Lenhart die bisherige gemeinsame Zeit mit Karl Kiem an der Universität Siegen Revue passieren. Und einer seiner Schüler, Uwe Bresan, meint „Karl ist ein richtiger Professor, wie man ihn sich vorstellt: In lebensweltlichen Dingen mitunter etwas zerstreut, wenn es aber um die Architekturgeschichte geht immer präzise, differenziert und fokussiert. Das macht den fachlichen Disput mit ihm zutiefst anregend, denn er zwingt sein Gegenüber zu Klarheit, Sorgfalt und Prägnanz im Denken wie auch in der Sprache.“ Ann-Christin Stolz rundet das Charakterbild aus der Sicht der Studierenden ab: „In der Zeit, in der ich mit Herrn Kiem zusammen arbeiten durfte, hat mich an ihm besonders beeindruckt mit welcher

Leidenschaft, Begeisterung und Präzision er seine Forschung verfolgt und vorantreibt und dabei stets mit freundlicher Gelassenheit und Geduld seinen Studierenden zur Verfügung steht.“

Die in diesen Charakterisierungen zum Ausdruck kommende hohe Anerkennung Karls Kiems hat ihren Grund in einem Werdegang, der schon früh und zudem auf höchst vielfältige Weise durch Baupraxis und theoretisch-ideelles Interesse geprägt wurde. Der Vater war Maurermeister, der Onkel Zimmermeister und der Nachbar Schreinermeister. Seine humanistische Bildung erhielt er in einem jesuitischen Internat. Zusammengenommen bildete dieser Erfahrungsschatz die „ideale Voraussetzung“¹ seiner Profession als Universitätsprofessor für Baugeschichte und Denkmalpflege. Die Ausbildung dazu begann er mit einem Architekturstudium an der FH Biberach (1972-1977). Darauf folgte in den Jahren 1977-1978 eine Phase der beruflichen Praxis als Architekt bei Van den Broek en Bakema in Rotterdam. 1978-1983 vertiefte er seine bis dato gewonnenen Kenntnisse durch ein Zweitstudium in Architektur und Stadtgeschichte an der TU Ber-

lin und der HdK Berlin. Danach folgte von 1983-1987 eine mehrjährige freiberufliche Tätigkeit als Architekturhistoriker. Die weiteren akademischen Stationen bildeten die 1991 abgeschlossene Promotion im Fachgebiet Baugeschichte an der TU Berlin sowie 1996 die Promotion im Fachgebiet Kunstgeschichte an der Universität von Amsterdam (NL). Nur zwei Jahre später habilitierte er sich 1998 im Fach Baugeschichte an der TU Hamburg-Hamburg. Als Hochschullehrer war er schon seit 1980 tätig. Der Ruf zum Universitätsprofessor für Baugeschichte, Bauaufnahme und Denkmalpflege an das heutige Department Architektur der Universität Siegen (damals Fachbereich Architektur & Städtebau) erging 2002.

Die in diesem Zeitraum und bis heute entstandenen Arbeiten spiegeln die große thematische, typologische, chronologische und internationale Bandbreite seines Wirkens. Sie alle aufzuführen, wäre an dieser Stelle zu viel, aber die folgende Auswahl präsentiert die Originalität seines Oeuvres ausgezeichnet. Allen voran steht sein Hauptwerk: »Die Waage: Ein Bautyp des ‚Goldenen Jahrhunderts‘ in Holland« (2009). Des Weiteren sind diese

Monografien zu nennen: »Die Freie Universität Berlin (1967-1973) Hochschulbau, Team-X-Ideale und tektonische Phantasie« (2008), »Die Gartenstadt Staaken (1914-1917). Typen, Gruppen, Varianten« (1997) sowie ein Meilenstein in der Gottfried-Böhm-Forschung »Vielschichtiger Betonfelsen: Die Wallfahrtskirche in Neviges« (2006) und schließlich nicht zuletzt den seine neuesten Forschungen dokumentierenden und von ihm herausgegebenen äußerst erfolgreichen Sammelband: »Nobilitierte Hauslandschaft. Zur Architektur der von Bernd und Hilla Becher fotografierten Fachwerkhäuser des Siegener Industriegebiets« (2015).²

Von der intensiven und vor allem internationalen Rezeption dieser Werke zeugen nicht zuletzt Karl Kiems jüngste Vortragsreisen nach Israel und Japan, auf denen er die Region des Siegerlandes am Beispiel der »Nobilitierten Hauslandschaft« einem internationalen Publikum bekannt gemacht hat, sondern auch und vor allem einschlägige Rezensionen. So wird sein Hauptwerk zum Bautyp Waage zu Recht als „baugeschichtliche[s] Standardwerk von

hohem Niveau“ bezeichnet, dessen „gebäudetypologischer Ansatz“ einen „erheblichen Erkenntnisgewinn zur historischen Typologie städtischer Wirtschaftsbauten der vorindustriellen Stadt“³ liefert. Darüber hinaus würdigt der Diskurs - nicht nur hinsichtlich der Ausführungen zum Bautyp Waage -, sondern ganz generell, was seine Forschungsmethodik und den Vermittlungsansatz angeht, folgende vorbildhafte⁴ Aspekte seines Werks: Immer wieder ist die Rede davon, dass in seinen Arbeiten eine „Vielzahl eigens angefertigter Zeichnungen [...] komplexe Sachverhalte deutlich“ werden lässt und die Ausführungen insgesamt „mit ihrer Klarheit und dem Reichtum an Details [...] eine wahre Augenweide“⁵ sind sowie – wie im Fall der Arbeit zur FU Berlin - mit einem äußerst „verlässlichen“, „konzentriert“ und „ausgewogen“ „geschriebene[n] Inhalt“ zu einem „unaufgeregte[n] Urteil“⁶ führen, was insgesamt – wie z.B. bei dem Studium der Arbeit zur »Nobilitierten Hauslandschaft WW« - für den Rezipienten „beste Voraussetzung[en]“ bietet,

3 Cord Meckseper, in: Forum Stadt, Heft 2, 2012, S.210f.

4 Vgl. Barbara Seifen, in: Die Denkmalpflege. München/Berlin. 56. Jg. 1998. Heft 1, S. 76f.

5 Ebd.

6 Dietmar Machule, in: Detail 5/2009

1 Interview mit Wolfgang Voigt in diesem Katalog.

2 Vgl. zu näheren Angaben die ausführliche Darstellung der Werke Karl Kiems in diesem Katalog.

„Interesse zu wecken“⁷ und auf einer solchermaßen abgesicherten Basis seine „kritische Reflexion“⁸ zu entwickeln.

Neben dem Respekt des Fachdiskurses, sei erlaubt, abschließend noch einige wenige persönliche, aus der langjährigen gemeinsamen Arbeit gewonnenen Eindrücke und Wünsche anzuführen: Karl Kiems Gespür für etwas, das noch nicht an die Oberfläche getreten ist und das erst noch gefunden und erkannt werden will, seine Solidität gegenüber kurzlebigen Moden und Mainstream verbunden mit dem Vertrauen in die eigene Idee, seine Fähigkeit, Bedeutes im scheinbar Unbedeutenden zu erkennen, sein hermeneutisches Vermögen, Architektur in der Darstellung eine eigene ‚Persönlichkeit‘ zu geben, sowie seine wahre Entdeckerfreude und seine große Ernsthaftigkeit im Tun lassen auf das Bewusstsein hoffen, dass Originalität und Exklusivität von einzelnen Forscherpersönlichkeiten ein zu bewahrendes Gut ist.

In diesem Sinne verdient - last but not least - Götz Stöckmann großen Dank für eine höchst anregend konzipierte Ausstellung und für den mit Sorgfalt

7 Florian Aicher, in: Bauwelt Heft 3, 2016, S. 32.

8 Dietmar Machule 2009 a.a.O..

und Intensität erarbeiteten detailreichen, informativ und ästhetisch hochwertigen Katalog, in dem Fotoarbeiten von Martin Schäpers, Zitate aus Veröffentlichungen und ein Interview von Wolfgang Voigt mit Karl Kiem einen ausgezeichneten Einblick in sein immer „with enormous affection for its subject“⁹ verfassten Werks geben.

9 Kathleen James-Chakraborty, in: Journal of the Society of Architectural Historians, Jg.68, Bd.2. (2009), S. 268-270.





ZUSAMMENHÄNGE

KARL KIEM IM GESPRÄCH MIT WOLFGANG VOIGT AM KÜCHENTISCH

Wolfgang Voigt: Deine Arbeit soll in wenigen Wochen an Deinem Fachbereich mit einer Ausstellung gewürdigt werden. Ich nehme mal an, die entsprechenden Erfolge sind Dir nicht einfach in den Schoß gefallen.

Karl Kiem: Ich hatte immer wieder großes Glück gehabt, dass sich die Dinge zu meinem Wohlgefallen gefügt haben. Dazu gehört der eine Teil meiner Kindheit im bauhandwerklichen Milieu: Mein Vater war Maurermeister, mein Onkel Karl Zimmermeister, unser Nachbar Schreinermeister. Der andere Teil betrifft die Jahre im jesuitischen Internat. Da ging es um Aristoteles, Cäsar, Ezechiel und Ähnliches. Zusammen waren dies ideale Voraussetzungen, um später wissenschaftlich in den Fächern Baugeschichte und Denkmalpflege unterwegs zu sein. Aber damals hatte ich natürlich noch keine Ahnung, dass das eines Tages so kommen sollte.

WV: Zwei doch recht unterschiedliche Welten, die Dich da früh geprägt haben.

KK: Ja, es hat aber gedauert, bis sie zusammengefunden haben. Ich habe zunächst Architektur studiert, an der Fachhochschule in Biberach/Riß, wo man eine grundsolide technische Ausbildung bekam, die aber alles andere als theorie- und geschichtslastig war. Was mir fehlte, habe ich dann noch an der TU Berlin bekommen, und zwar reichlich. Das entsprechende Studium in den späten siebziger und frühen achtziger Jahren war eine prägende Zeit. Man wurde nicht mehr automatisch als Konterrevolutionär geächtet, der mit der Schaffung von Architektur an der Zementierung der Klassengegensätze arbeitet, wenn man einen Rapidographen (für die Computergeneration: Tuschefüller) in die Hand nahm. Aber der Kapitalkurs bei Wolfgang Fritz Haug an der Philosophischen Fakultät der Freien Universität Berlin gehörte zumindest für intellektuell Ambitionierte noch immer zum guten Ton.

Das IWOS (Institut für Wohnungs- und Städtebau) kämpfte gegen die sogenannte Stadtsanierung – ein Euphemismus für den damals noch üblichen flächendeckenden Abriss alter Stadtquartiere. Mit der allgemein zunehmenden Wertschätzung

alter Architektur überhaupt und insbesondere der zuvor als »unkünstlerisch« diskreditierten Architektur des 19. Jahrhunderts, der vertuschten Epoche des Nationalsozialismus und der weitgehend übergangenen Moderne jenseits des Funktionalismus taten sich für die baugeschichtliche Forschung und die Denkmalpflege riesige neue Felder auf. Hinzu kam die enorme Ausweitung des Methodenspektrums verbunden mit einer allgemeinen Offenheit gegenüber allen möglichen wissenschaftlichen Disziplinen. Man diskutierte leidenschaftlich, über Bentmann und Müllers Publikation »Die Villa als Herrschaftssymbol«, Hartmut Franks »Faschistische Architekturen« und Ähnliches. Ich bin dankbar dafür, dass ich in diesem anregenden Umfeld meine berufliche Sozialisation erleben durfte.

WV: Bei wem hast Du Deine Diplomarbeit geschrieben?

KK: Am meisten war ich von Jonas Geist als akademischem Lehrer beeindruckt. Ich versäumte so gut wie keine seiner Lehrveranstaltungen – Vorlesungen, Seminare und Exkursionen – und war auch

in seine große Forschung zum Berliner Mietshaus eingebunden. Aber ich wurde einer zunehmenden ideologischen Erstarrung auf diesem Lehrgebiet gewahr und mir wurde klar, dass ich mich freischwimmen, mein eigenes Ding machen musste. Meine Diplomarbeit sollte also nichts mit Berlin zu tun haben, sondern vielmehr etwas mit Holland, wo ich zwischen dem Abschluss meines FH- und dem Beginn meines Universitätsstudiums im Büro von Jaap Bakema in Rotterdam gearbeitet hatte. Und auch die von mir als Tutor betreute Übung »Baufaufnahme« sollte dabei eine Rolle spielen. Ich wurde auf Fort Rammekens aufmerksam, eine baugeschichtlich damals nicht näher untersuchte Festung aus dem 16. Jahrhundert, bei Vlissingen in der Provinz Zeeland gelegen. Um die alten Rechnungen zum Bau dieser Anlage zu verstehen, studierte ich an der Freien Universität Berlin noch ein Semester Alt-Niederländisch und organisierte eine Bauaufnahme-Exkursion nach Holland. Zunächst lachten meine Assistenten mich aus, diese Mühe würde doch keiner der Studenten auf sich nehmen, aber als auf dem Anmeldeformular selbst die unbedruckten Ränder nicht reichten,

lachte keiner mehr. Es war dann auch eine schöne Exkursion: Die Studenten zelteten im Innenhof der Festung und die Lokalzeitung berichtete über uns. Anschließend verbrachte ich noch eine Woche in Middelburg im Archiv der Provinz Zeeland. Das reichte aus, um mich danach für drei Monate in meinem WG-Zimmer einzuschließen und die Diplomarbeit anzufertigen.

Eingereicht wurde sie dann bei meinem Chef, Hans Reuther. Ich bekam eine Zwei als Note. Er war für seine Auffassung berüchtigt, dass er selbst die Eins repräsentiere und dass so schnell keiner an ihn heranreiche, ein Student sowieso nicht. Geschadet hat mir das aber nicht.

WV: Was ist denn aus dieser Diplomarbeit geworden?

KK: Damals war es noch möglich, in der renommierten Zeitschrift *Architectura* eine Forschungsarbeit zu publizieren, wenn sie nur gut genug gemacht und spannend war. Die Herausgeber waren damals Wolfgang Müller-Wiener und Wulf Schirmer – Institutionen auf dem Gebiet der historischen

Bauforschung. Der Umstand, dass ihnen meine Arbeit gefiel, war eine wichtige Bestätigung, die mich innerlich stark vorangebracht hat. Ich hatte den Nachweis, in meinem Fach Baugeschichte konzentriert und präzise zu arbeiten und einen Stoff in den Griff bekommen zu können.

WV: Es war sicher nicht einfach, die aufregende Atmosphäre an der Uni nach dem Diplom hinter sich zu lassen.

KK: Das war es auch nicht, aber der Übergang dauerte nur kurz. Die Denkmalpflege hatte aufgrund der beschriebenen enormen Ausweitung ihres Arbeitsfeldes einen großen Bedarf an freiberuflich tätigen Mitarbeitern. So habe ich ein paar Jahre in der historischen Bauforschung über barocke Typenhäuser und an der Denkmaltopografie gearbeitet. Für jenen Lebensabschnitt fühlte sich diese Tätigkeit als genau das Richtige an. Zudem bildet sie einen wichtigen Baustein für die Grundlagen meiner heutigen Lehre im Fach Denkmalpflege. Darüber hinaus sind die entsprechenden Erfahrungen auch für meine aktuellen Forschungen zu den

Fachwerkhäusern des Siegener Industriegebiets eine wichtige Grundlage.

WV: Es hat Dich dann aber doch wieder zurück an die Universität gezogen.

KK: Das ist richtig, als wissenschaftlicher Mitarbeiter, an dasselbe Institut für Bau- und Stadtgeschichte der TU Berlin, an dem ich Tutor gewesen war. Das war auch noch einmal eine wichtige Zeit für mich. Mein Chef, Jan Pieper, ließ einen einerseits an seinen eigenen Forschungen teilhaben, die er damals hauptsächlich in Pienza unternahm, und andererseits gewährte er einem sehr viel Freiraum, den Arbeiten an der eigenen Dissertation nachzugehen. Obwohl mein Projekt zur Baugeschichte der Gartenstadt Staaken von Paul Schmitthenner ihm nicht betont nahe lag, hat er es schließlich als Erstgutachter doch ausgesprochen fair beurteilt. In den betrachteten Zeitraum fällt auch meine erste Vorlesung, ein Vergleich von Biografie und Werk der Architekten Paul Schmitthenner, J. J. P. Oud und Bruno Taut – im großen Hörsaal an der TU,

vor 400 Studenten. Ich hatte die Nacht zuvor vor Angst kaum geschlafen und war in der Vorlesung die ersten Minuten so aufgeregt, dass ich ganz leise sprach. Daraufhin tönte es aus dem Publikum: »Lauter, lauter!«. Ein kleiner Scherz: Ich hielt mir die Hand ans Ohr und rief zurück: »Wie bitte?«. Alles lachte, das Eis war gebrochen und die Studenten hörten den Rest der Vorlesung andächtig zu. Ich habe davon noch eine Tonbandaufnahme.

WV: Eine schöne Geschichte! Gab es auch Schattenseiten?

KK: Nach dem Ende meiner Zeit als Tutor hatte sich die Stimmung an der Universität verändert. Die grauen Mäuse kamen wieder aus ihren Löchern und fühlten sich zunehmend im Aufwind. Und die Kunstgeschichte fing an, der aus der Architektur kommenden Baugeschichte erfolgreich Schritt für Schritt ihr angestammtes Terrain abzugraben. Während der wissenschaftliche Nachwuchs sich zuvor über die Ausbildung an den Lehrstühlen in erster Linie aus den Studenten des Studiengangs rekrutiert hatte und sich in ganz natürlichen Gren-

zen hielt, wurde der Markt zunehmend durch die neu eingerichteten Aufbaustudiengänge für Denkmalpflege mit ideologisch geschärften Absolventen aller möglicher Provenienz überschwemmt. Das führte zu einem heftigen Krieg um Stellen, Publikationsmöglichkeiten und Forschungsmittel, der mit einer bis dahin nicht gekannten Aggressivität ausgetragen wurde.

Der Tenor – seinerzeit allerdings noch meist hinter vorgehaltener Hand vorgebracht: Die Denkmäler müssten vor den Architekten geschützt werden und von wissenschaftlicher Arbeit hätten diese sowieso keine Ahnung.

WV: Das hätte für Deine weitere Entwicklung gefährlich werden können?

KK: Und ob. Damals wurde die sogenannte interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Architekten und Kunsthistorikern zur allein selig machenden Form der baugeschichtlichen Forschung erklärt. Die Architekten sollten messen und zeichnen und die Kunsthistoriker sollten sagen, was die Zeichnungen bedeuten. Wenn ich mir das ansah, kam es mir

Architectural study grid with 20 columns and 10 rows. Each cell contains a page of text, diagrams, or images related to architectural design and urban planning. The content includes:

- Textual Analysis:** Detailed descriptions of architectural styles, urban forms, and historical contexts. Key terms like 'urban form', 'architectural typology', and 'urban planning' are used.
- Diagrams:** Site plans, floor plans, and cross-sections illustrating spatial organization and building layout.
- Photographs:** Images of various buildings, streets, and urban environments, including historical structures and modern developments.
- Section Headers:** Specific titles for sections, such as 'The Urban Form', 'The Architectural Typology', and 'The Urban Planning'.

allerdings so vor, wie wenn sich ein Lahmer auf die Schulter eines Blinden setzt und ihm sagt, wo es langgeht. Beiden ist zwar mit einer solchen Konstellation geholfen, überragende Leistungen darf man von ihr allerdings nicht erwarten. Oft hat man dann diese Publikationen mit verschiedenen Autoren, von denen der eine das Gegenteil des anderen sagt, ohne dass das wenigstens irgendwo problematisiert wäre. An sich stehe ich anderen Wissenschaftsgebieten durchaus offen gegenüber, aber mir ist deutlich vor Augen geführt worden, dass kein Segen darauf ruht, wenn sich Wissenschaften des Terrains der Nachbardisziplinen bemächtigen, ohne über deren ausgefeilte Methodik zu verfügen.

WV: Du hast dann habilitiert?

KK: Ich hatte, wie öfters in meinem Leben, an kritischen Stellen großes Glück gehabt, weil Menschen mich und meine Arbeit mochten. Zunächst einmal plante, kaum war meine Dissertation über die Gartenstadt Staaken fertig, Vittorio Magnago Lampugnani am Deutschen Architekturmuseum in

Frankfurt/Main seine berühmt gewordene Ausstellung «Moderne Architektur in Deutschland. Reform und Tradition» (1992) und beschloss, eine Zusammenfassung meiner Dissertation als Beitrag in den Katalog aufzunehmen. Um dieselbe Zeit entschied sich das Berliner Denkmalamt, meine Dissertation im Rahmen seiner wissenschaftlichen Reihe zu veröffentlichen. Beides wiederum wichtige Bestätigungen, wissenschaftlich weiterzumachen. Und dann bekam ich von der DFG, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, auch noch ein Habilitationsstipendium, etwas, das damals allerdings schlicht als eine zur Bestreitung des Lebensunterhalts notwendige Unterstützung einer begabten Nachwuchskraft galt, die ein vielversprechendes Projekt vorlegte und noch nicht als Drittmittelwerbung erster Klasse gehypt wurde. Auf das entsprechende Thema »Bautyp Waage in Holland« war ich im Zusammenhang mit einem kleinen Reisestipendium der Arnold-Knoblauch-Stiftung aufmerksam geworden, das mir eine zweiwöchige Rundreise durch die Niederlande finanzierte. Bei dem genannten Stipendium handelte es sich um einen Geheimitipp, der nur innerhalb der

Tutoren des Instituts für Bau- und Stadtgeschichte kursierte.

WV: Das heißt, Du bist damals viel in den Niederlanden gewesen?

KK: Mit dem Thema Waage wandte ich mich an Coen Temminck Groll von der TU Delft, der fortan bedingungslos seine schützende Hand über mich und mein Waage-Projekt hielt. Erst sehr viel später wurde mir klar, warum Holländer immer eine ehrfürchtige Haltung einnahmen, wenn sie diesen Namen hörten: Er stammte aus einer Familie, die im 17. Jahrhundert in Amsterdam den Bürgermeister stellte und im 19. Jahrhundert in Holland wichtige naturwissenschaftliche Lehrstühle innehatte. Schließlich habe ich mein Waage-Projekt an der Universität von Amsterdam, wohin Coen Temminck Groll zwischenzeitlich gewechselt war, vor neun Professoren aus den Niederlanden verteidigt. Das war eine wunderschöne Veranstaltung in der Aula der Universität, einer mittelalterlichen, profanierten Kapelle, die Professoren im Talar, ich im Frack. Der Vorsitzende der Prüfungskommission

war Leo Noordegraaf, der in meiner Arbeit als Wissenschaftler schlecht weggekommen und dessen Name in meiner Literaturliste auf der letzten Silbe durch die Unterlassung der Doppelung des Vokals im Holländischen von einem Grafen zu einem Grab mutiert war. Er begann seine Abschlussrede mit den Worten: »Meneer, Uw heeft Uw onderwerp met een gouden hand gekozen en op schitterende wijze doorgewerkt.« (Mein Herr, Sie haben Ihren Untersuchungsgegenstand mit einer goldenen Hand ausgewählt und ihn auf großartige Weise bearbeitet.) Aufgrund der Unterschiede in der Anerkennung akademischer Leistungen zwischen den Niederlanden und Deutschland wurde mein Waage-Projekt dann auch noch an der Technischen Universität Hamburg-Harburg als deutsche Habilitationleistung anerkannt. Damit darf ich mich zusammen mit Jürgen Habermas heute zu den ganz Wenigen zählen, deren Habilitationsschrift, die an der Heimatuniversität aus ideologischen und machtpolitischen Gründen zurückgewiesen wurde, trotzdem die akademische Anerkennung zuteilgeworden ist. Die entsprechenden Ausein-

andersetzungen haben mich sehr enttäuscht, aber im Grunde nicht berührt.

WV: Danach hattest Du erst einmal eine Entlastungsdepression?

KK: Zunächst war es nicht einfach, die Faulen und Lahmen auf dem Weg an die Professuren an sich vorbeiziehen zu sehen. Aber auch dieser Lebensabschnitt war für mich in Ordnung. Mein Sohn Aldo kam auf die Welt, und das war erst einmal aufregend genug. Es kam dann auch bald das Buchprojekt »FU-Rostlaube« und ich wusste, dass das nicht einfach so eine weitere baugeschichtliche Forschungsarbeit sein würde, sondern dass ich mit diesem Projekt endgültig um meine Professur schrieb. So kam es dann auch. Sir Norman Foster, der berühmteste Architekt der Welt, der die FU-Rostlaube restaurierte, hatte Gefallen an meiner Arbeit gefunden. Er nahm eine Zusammenfassung meiner Arbeit in die Darstellung seines gesammelten Werks auf und veröffentlichte eine Objektmonografie zur FU, mit mir als Koautor. Ich arbeitete nebenher auch theoretisch zur Lehre

in meinem Fach. Dann dauerte es nicht mehr lange, und ich stand zweimal kurz hintereinander auf Platz eins einer Berufungsliste, was mich bald an die Universität Siegen führte. Nach einigen Jahren hat mich allerdings auch hier das Dogma der allein selig machenden Interdisziplinarität wieder eingeholt. Aber das macht fast nichts. Zusammen mit meiner kaum hoch genug zu schätzenden Kollegin Petra Lohmann arbeiten wir viel und mit Freude, nach dem Motto des Gründers einer bekannten Computerfirma: »Stay hungry, stay foolish«. Unter krankhaftem Ehrgeiz habe ich noch nie gelitten. Aber hin und wieder eine Einladung zu einem Gutachten oder einem Vortrag – wie bei der SAH (Society of Architectural Historians) oder wie jüngst an einer Universität im Fernen Osten –, das darf es zur eigenen Bestätigung schon hin und wieder sein.

WV: Du vertrittst an der Universität Siegen die Fächer Baugeschichte und Denkmalpflege.

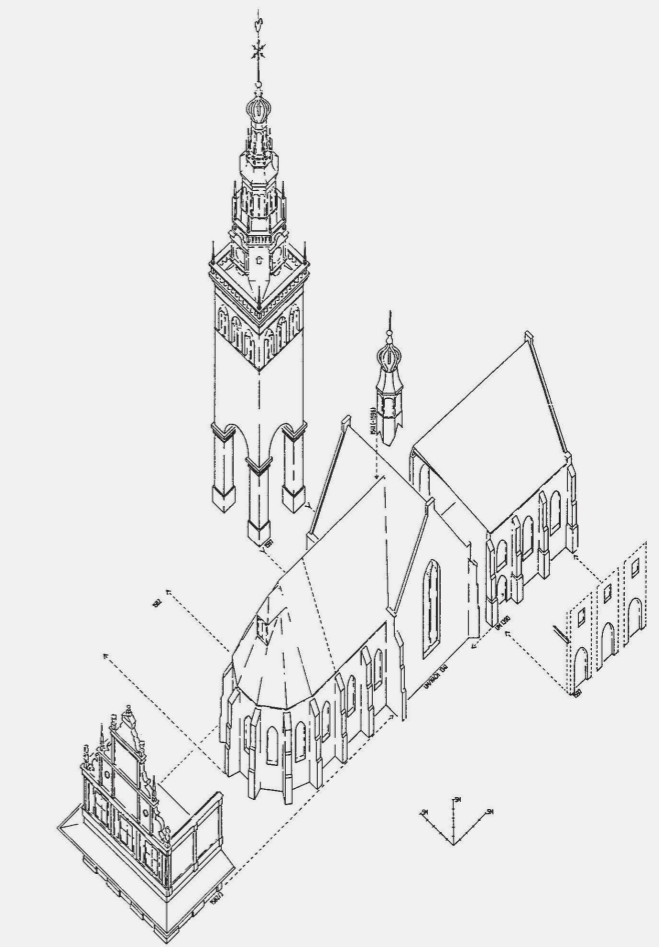
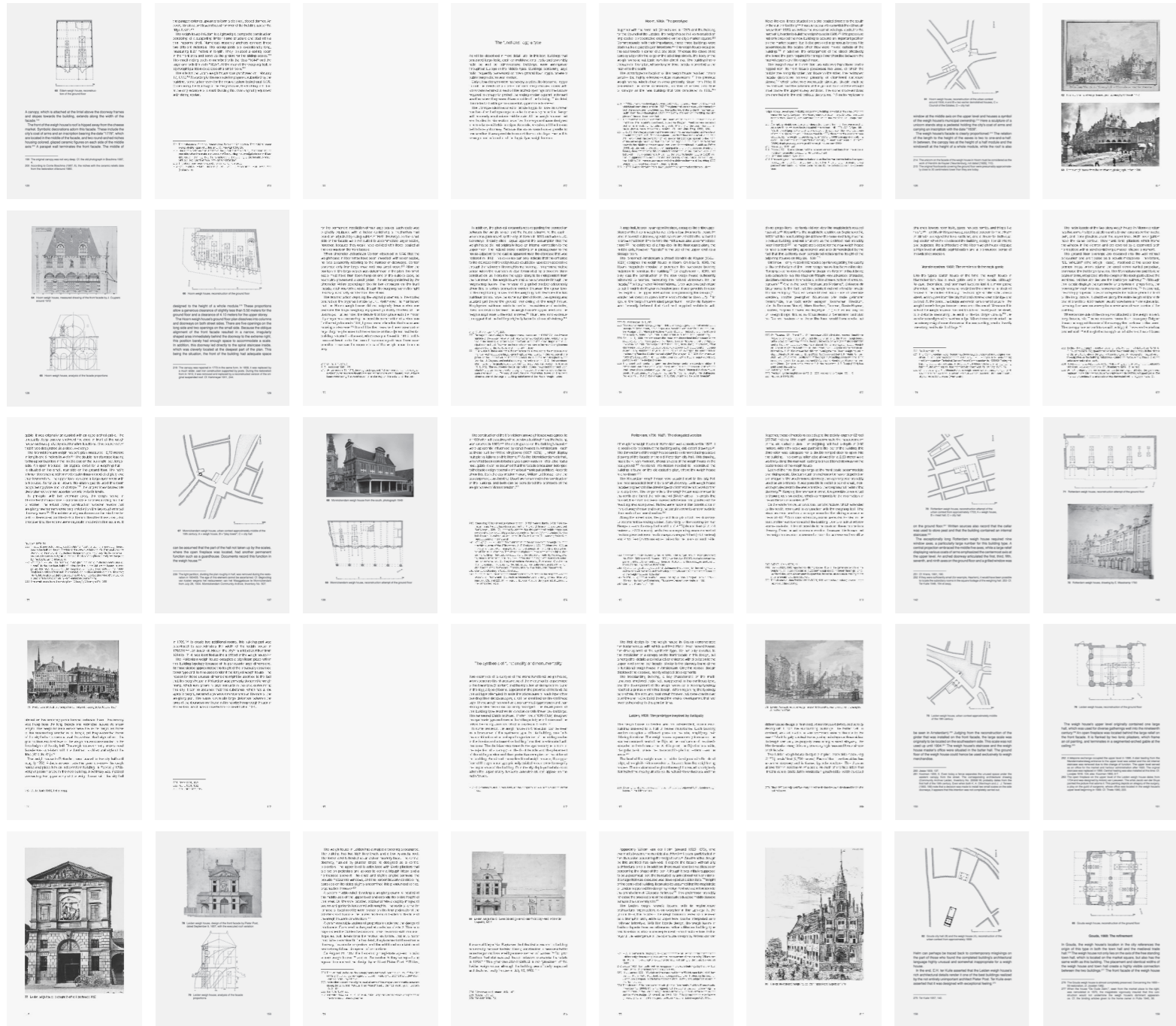
KK: Zu meinen wichtigen Lehrveranstaltungen gehört die Grundlagenvorlesung im Fach Baugeschichte. Sie erstreckt sich über zwei Semester

im Bachelor-Studiengang und über ein weiteres Semester im Master-Studiengang. Jede dieser Etappen bildet einen anderen Schnitt durch die Baugeschichte, sodass in der Summe ein komplexes Geschichtsbild entsteht. Das erste Semester heißt »Hütten und Paläste« und behandelt die Entwicklung des Profanbaus. Das zweite Semester »Himmel und Erde« beschäftigt sich mit den unterschiedlichen Bautypen der Sakralarchitektur. Und das dritte trägt die Bezeichnung »Architektinnen und Architekten« und befasst sich mit biografischen Inhalten. Darüber hinaus wird auch allgemeinen theoretischen Fragestellungen nachgegangen, wie zum Beispiel Genius Loci, Funktion und Raum etc. Der ganze Stoff wird auf einer globalen Ebene betrachtet. Die Zahl der behandelten Objekte bleibt in engen Grenzen, um einerseits eine vertiefte Betrachtung anstellen zu können und andererseits eine Plausibilität des Vorgetragenen zu erreichen – so kommen wir von der puren Auswendiglernerei weg. Darüber hinaus wird der gesamte Stoff unter Fragestellungen von entwerfenden und konstruierenden Architekten betrachtet und damit zu einem integrierten Teil

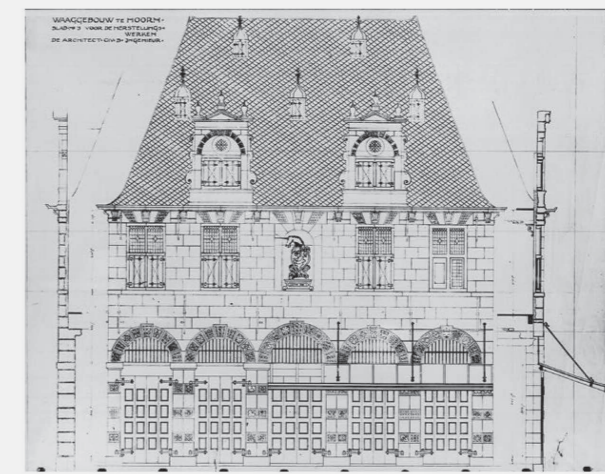
des Architekturstudiums. Dieses Konzept hat zu der absurden Situation geführt, dass der Kollege Hans Morgenthaler von der Universität von Colorado in Denver, dem ich wesentliche Anregungen für diese Vorlesungskonzeption verdanke, diese selbst nicht umsetzen durfte: Seine Vorlesungen im Fach Baugeschichte sollten auch von den Studenten der Kunstgeschichte gehört werden. So viel noch einmal zur allein selig machenden Interdisziplinarität.

WV: Und dann lehrst Du noch das Fach Denkmalpflege.

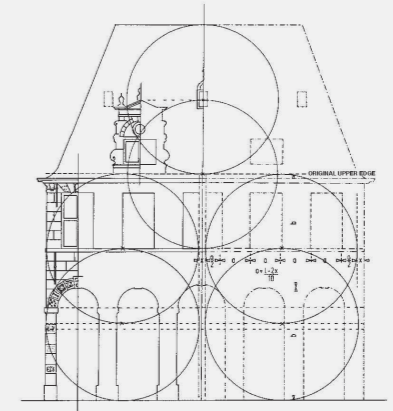
Die Denkmalpflege besteht bei mir aus zwei Vorlesungsreihen, »Praxis der Denkmalpflege« und »Theorie der Denkmalpflege«. In der Praxis der Denkmalpflege greife ich viele Dinge auf, die ich in meiner Kindheit auf Baustellen von meinem Vater und anderen gelernt habe. Die Studenten sind dafür sehr dankbar, da heutzutage kaum noch einer eine Berufsausbildung hat, auch im Bauhandwerk nicht. Handwerkliches Wissen ist aber die entscheidende Grundlage in der praktischen Denkmalpflege.



8 So-called Alkmaar weigh house, axonometric drawing showing the different building phases



64 Hoorn weigh house, measured drawing of the front facade by J. Cuypers around 1912



65 Hoorn weigh house, analysis of the facade proportions

In den entsprechenden Vorlesungen darf ich von den Studenten immer wieder erfahren, dass sie sehr dankbar dafür sind, dass da einer steht, der weiß, wovon er spricht. Das gilt natürlich auch für die Theorie der Denkmalpflege, wobei hier vor allem meine genannten Erfahrungen in der Denkmalpflege zum Zuge kommen.

WV: Lass uns im letzten Teil unseres Gesprächs noch näher über Deine einzelnen Forschungsarbeiten sprechen. Das Projekt, das uns zusammen gebracht hat, ist Deine Forschung zu Staaken. Wie kommt man in den achtziger Jahren auf so ein Thema wie Staaken, das doch durch seinen Architekten Paul Schmitthenner bei der Masse der Kollegen einen Ruf hatte, ein absolutes Produkt von Tradition und damit Reaktion zu sein?

KK: Bei der Wahl eines solchen Themas spielt die Intuition eine zentrale Rolle. Man trifft auf ein Gebäude oder, wie in diesem Fall, eine Siedlung und spürt ganz deutlich, dass diesem Gegenstand eine besondere Qualität eingeschrieben ist, die es der Mühe wert ist, zur Sprache gebracht zu werden.

WV: Es war aber auch ein Acker, in dem noch niemand so richtig gepflügt hatte oder höchstens in ideologischer Absicht und an der Oberfläche?

KK: Nicht ganz, es gab über die Gartenstadt Staaken durchaus ein paar solide und unideologische Publikationen, zum Beispiel die bauzeitliche Veröffentlichung mit Beiträgen von Fritz Stahl und Franz Oppenheimer und einer äußerst positiven Einschätzung dieser Siedlung. Die Literatur war jedenfalls nicht von vornherein so abschreckend, dass man unbedingt die Finger davon gelassen hätte. Aber wo würde man auch hinkommen, wenn man sich nur nach dem richtet, was andere einem vorgeben, und man nicht der eigenen Wahrnehmung vertrauen würde. Karrieretechnisch hätte ich weiß Gott besser etwas über Gropius oder Mies gemacht, aber das hätte mich wahrscheinlich fürchterlich gelangweilt. So aber hatte ich bei jedem Berufungsvortrag eine Killer-Diskussion am Hals, die Bauten des Architekten Paul Schmitthenner seien doch Nazi-Architektur und ich würde diese auch noch gut finden.

WV: Die negative Einschätzung der Gartenstadt Staaken geht vor allem auf Julius Posener zurück – den wir ansonsten alle sehr schätzen.

KK: Es war schon eine Herausforderung für einen jungen Promovenden, einem geachteten Lehrer nachzuweisen, dass er sich geirrt hatte. Aber zu einer sorgfältigen Analyse gibt es in der baugeschichtlichen Forschung keine Alternative. Schließlich stellte sich heraus, dass der Städtebau dieser Siedlung, der von Julius Posener als willkürlich und nostalgisch romantisierend abgetan wurde, auf klaren und sachlichen, den eigenzeitlichen Anforderungen entsprechenden Entscheidungen beruht. Ähnliches gilt für das ausgeklügelte einzigartige Baukastensystem, auf dessen Grundlage die 1500 Häuser mit nur fünf Haustypen zusammengesetzt und durch weitere Elemente individualisiert sind.

WV: Nun ist Paul Schmitthenner auch nicht vom Himmel gefallen. Schließlich war er ein großer Verehrer von Theodor Fischer und als weiteres Vorbild spielte auch Camillo Sitte eine wichtige Rolle.

KK: Meine Herangehensweise an die Baugeschichte aus der Perspektive des Architekten hat einen entscheidenden Vorteil. Bei dem Architekten kommen nämlich alle wichtigen Entscheidungen zusammen. Zu deren Erkundung gehören nicht nur die verbale, sondern auch die zeichnerische Analyse. Selbstverständlich spielt es eine Rolle, wo ein Architekt studiert, welche Bücher er gelesen, welche Reisen er unternommen hat und so weiter. Darüber hinaus gilt es aber auch, aus den Bauten selbst dasjenige herauszulesen, das dem Architekten bei seiner Gestaltung entweder gar nicht bewusst war oder was er schnell wieder vergessen und auf jeden Fall nicht notiert hat. Dabei muss man für das weitgehend Nonverbale der Formen und Räume Worte finden. Das ist etwas völlig anderes als das allgegenwärtige Umwickeln von Gebäuden mit Wörtern, sodass man in diesen die beschriebenen Objekte manchmal kaum noch wiedererkennt.

WV: Deine Forschungsergebnisse haben nicht jedermann gefallen.

KK: Julius Posener lebte ja seinerzeit noch. Ich habe ihm eine Kopie des Typoskripts meiner Arbeit geschickt. Der Adressat hat sie daraufhin sorgfältig gelesen und mir in einem Brief in allen Punkten Recht gegeben, meinte dann aber am Schluss, dass ihm die Gartenstadt Staaken trotzdem nicht gefalle.

WV (lacht): Das sei ihm gegönnt!

KK: Aber anschließend kamen die schrecklichen Epigonen Poseners auf den Plan, und das war dann nicht mehr lustig. Als es mir zu bunt wurde, habe ich den größten Blödsinn ins Netz gestellt, dort zu finden unter meinem Namen und dem Titel »Fast wahr«. Seither ist einigermaßen Ruhe. Im übrigen möchte ich auch nicht zu sehr jammern, denn es gab auch eine große Zahl von Menschen, die von meiner Forschungsarbeit über die Gartenstadt Staaken sehr beeindruckt waren. Es ist wohl diese Mischung aus Applaus und Buhrufen, die mir immer wieder begegnet ist und die als Reaktion auf methodisch aus dem gewohnten Trott fallende Arbeiten typisch ist. Insofern freuen mich sogar

die negativen Projektionen. Entsprechendes gilt nebenbei bemerkt für die in jüngster Zeit vermehrt erscheinenden Arbeiten, in denen ich schamlos plagiiert werde.

WV: Wir haben ja alle gelernt, dass Bruno Taut und ein paar andere Funktionalisten farbig bauten, aber dass auch Paul Schmitthenner farbig baute, das hat gar nicht interessiert.

KK: Man darf der Berliner Denkmalpflege vorwerfen, dass sie bei der Auswahl der Objekte für die 2008 erfolgte Unterschutzstellung der Berliner Siedlungen des frühen 20. Jahrhunderts einseitig nach Stilkriterien der Neuen Sachlichkeit vorgegangen ist und damit ein falsches Abbild der Geschichte liefert. Die entsprechende Schaffung von Baudenkmalern erster und zweiter Klasse führt nun dazu, dass die UNESCO-geschützten Baudenkmale perfekt restauriert werden und wie aus dem Ei gepellt dastehen, während die »nachrangigen« Baudenkmäler mit erheblich weniger Fürsorge auskommen müssen und eher durch Eingriffe in ihre ursprüngliche gestalterische Qualität

beeinträchtigt werden.

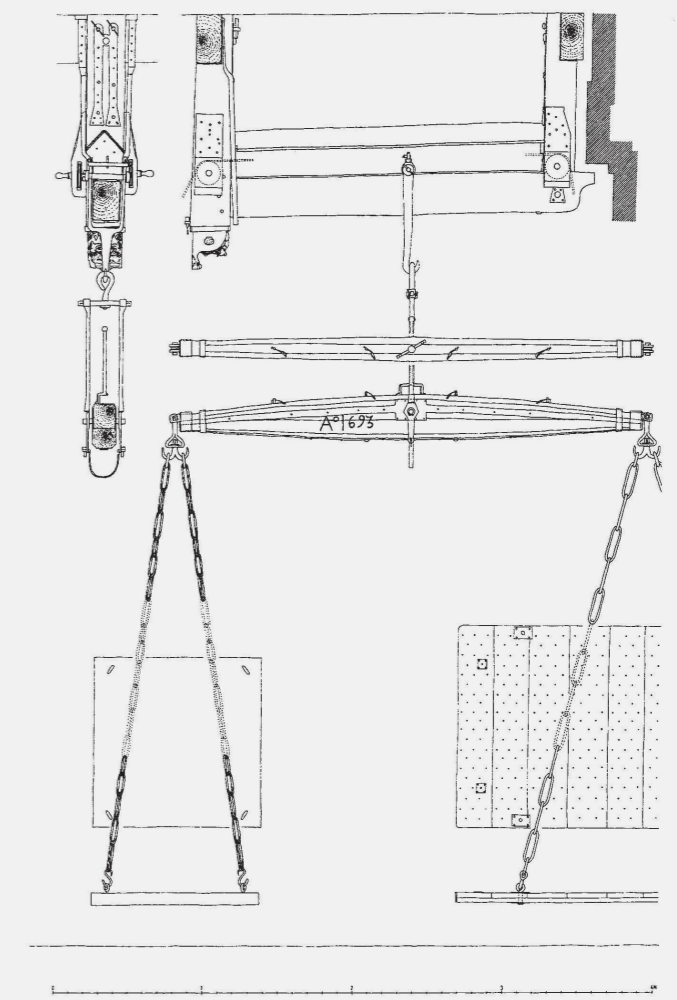
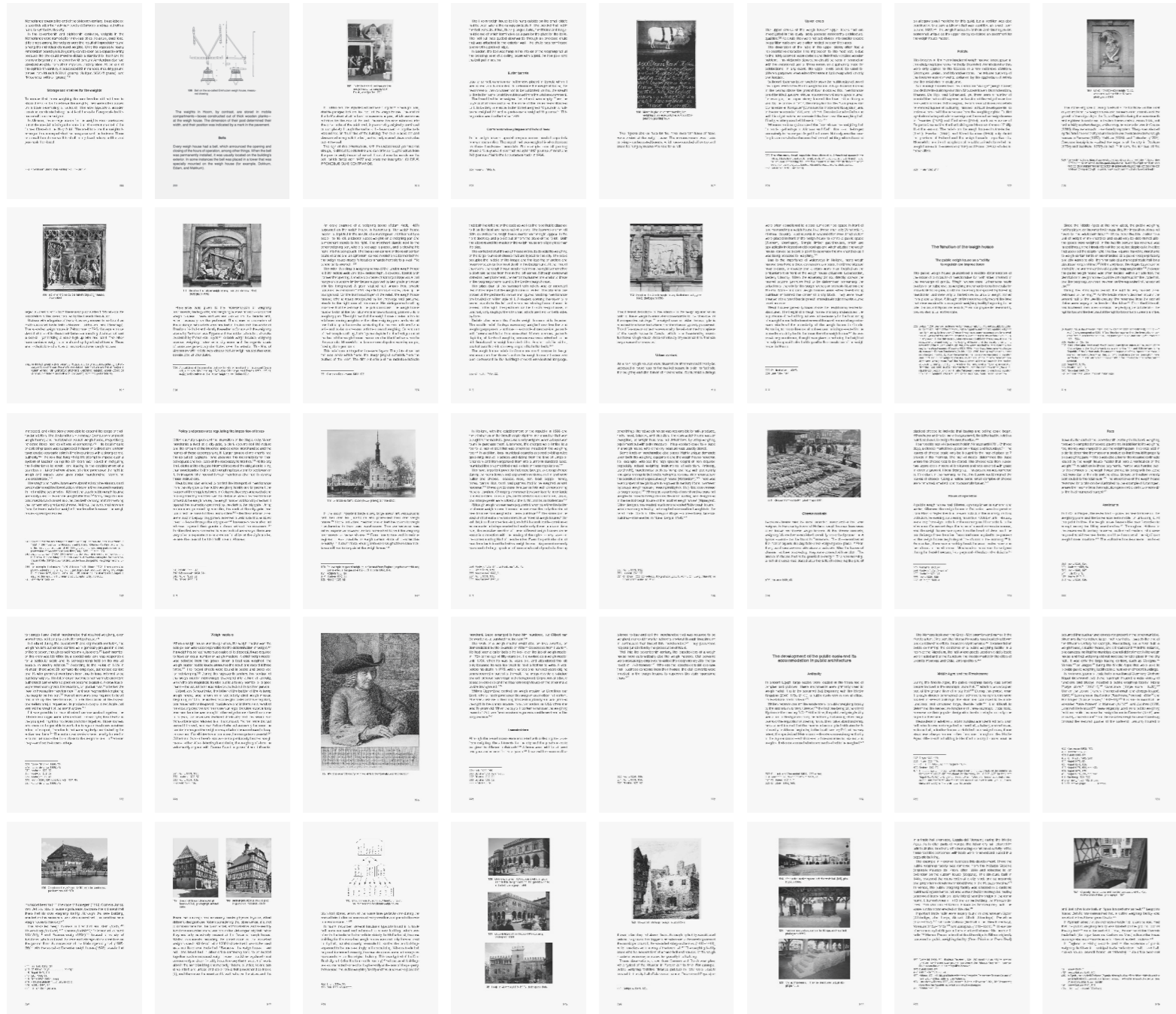
Immerhin ist inzwischen eine Architektin in der Gartenstadt Staaken mit der Restaurierung des alten Putzes und der Wiederherstellung der alten Farbigeit zugange. Aber der Ausbau der Dächer ist der Qualität des Baudenkmals abträglich, auch wenn er im vorliegenden Fall in relativ zurückhaltender Weise geschieht. Eine solche Baumaßnahme hätte es bei den genannten Denkmälern erster Klasse nicht gegeben.

WV: Zu Deinen wichtigen Arbeiten zählt auch Dein Buch von 2008 über das Gebäude der Freien Universität Berlin, das der Volksmund als »Rostlaube« kennt. Ich habe den Eindruck, dass das wie bei der Gartenstadt Staaken ein umstrittener Gegenstand war, nur andersherum. Die Gartenstadt Staaken ist als etwas Reaktionäres verteufelt und das FU-Gebäude ist als Speerspitze der Avantgarde der sechziger Jahre in den Himmel gehoben worden. Nun hast Du beiden Objekten die gleiche Aufmerksamkeit zukommen lassen. Auf den ersten Blick hält man das nicht für möglich.

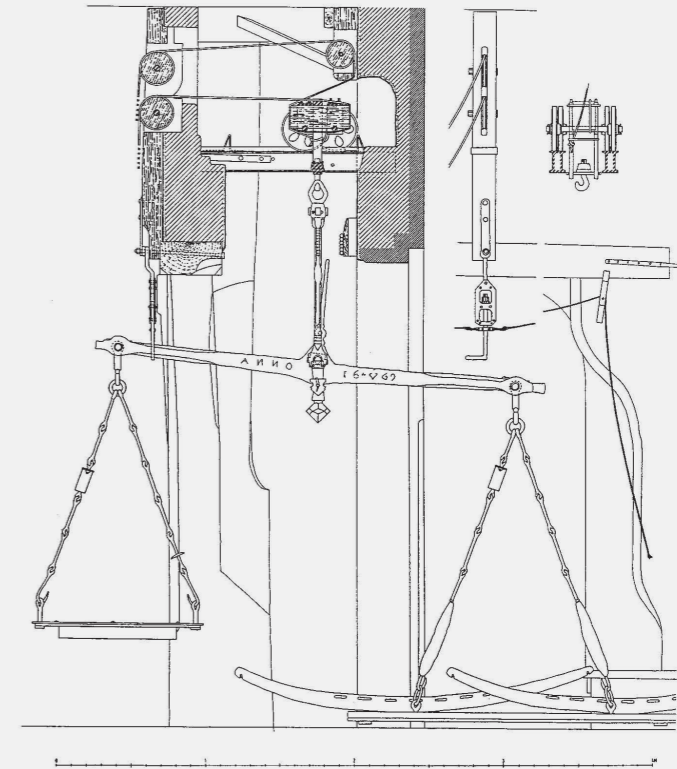
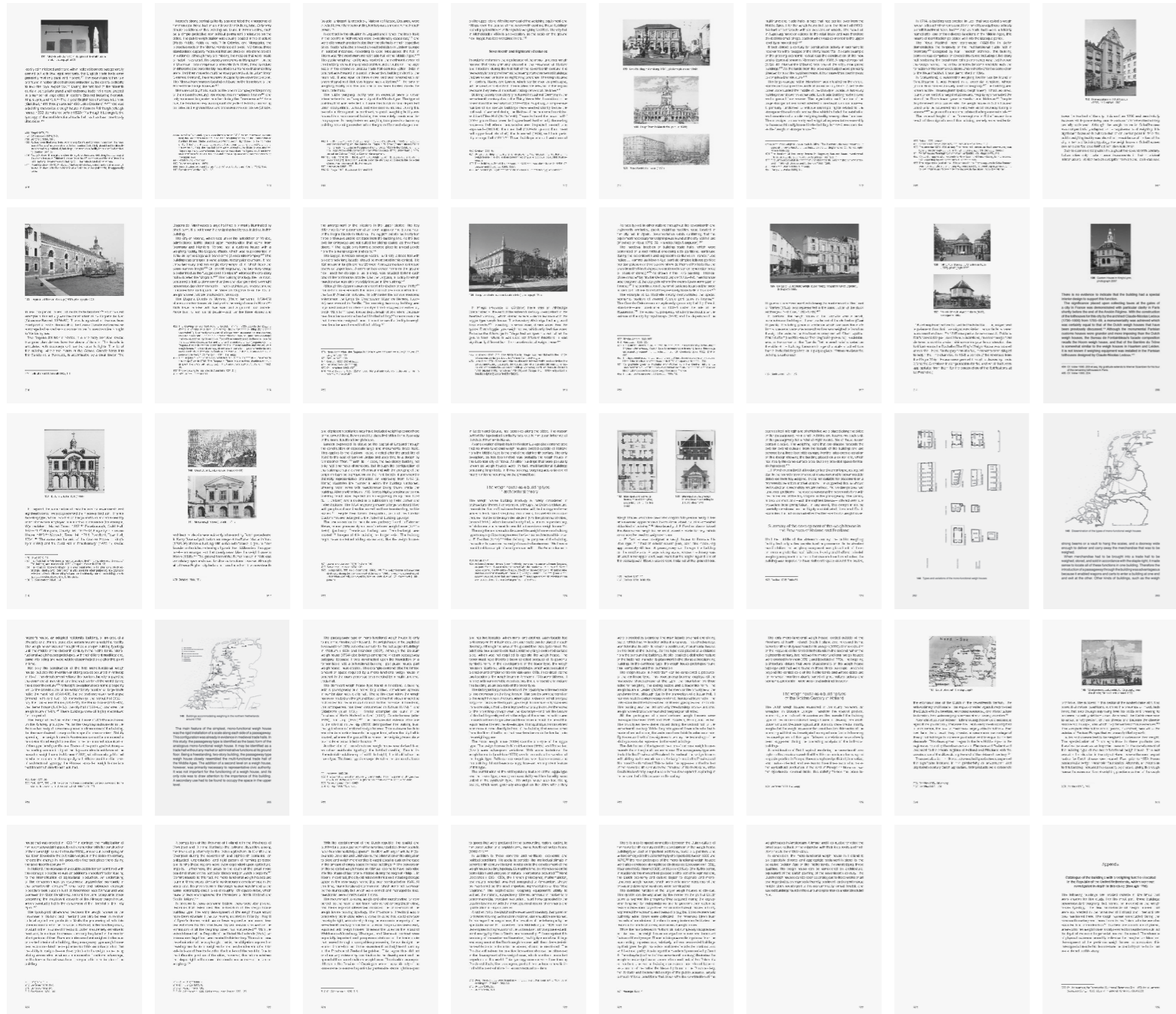
KK: Die FU und die Gartenstadt Staaken waren sich insofern ähnlich, als nahezu alle Zeichnungen, die zum Entwurf und zur Ausführung hergestellt worden waren, erhalten geblieben sind. Im Übrigen widme ich mich schlicht der Forschung und versuche, mich selbst so weit als möglich zurückzunehmen. Was dabei herauskommt, liegt in erster Linie an dem, was in dem entsprechenden Gebäude eingeschrieben ist. Baugeschichte ist das, was war, und nicht das, was hätte sein sollen. Das begreifen viele nicht. Ob meine Arbeit Norman Foster gefällt, wie bei der FU, oder ob sie Julius Posener missfällt, dafür kann ich letztendlich nichts.

WV: Nun haben wir ja zusammen über Gottfried Böhm gearbeitet, wobei Du die Forschung zu dem Objekt übernommen hast, die Wallfahrtskirche in Neviges, das maßgeblich dafür war, dass Gottfried Böhm den Pritzker-Preis erhalten hat.

KK: Ich denke, es war eine gute Idee von Dir, die Bedeutung des Architekten Gottfried Böhm an einer zentralen Stelle in der Tiefe auszuloten. In Bezug auf die Methodik unterscheidet sich auch



92 Trolley with scale in the Hoom weigh house, measured drawing



94 Trolley with scale in the so-called Alkmaar weigh house, measured drawing

sides that were covered by a canopy. The girders were apparently left in this position, despite changes that occurred at a later date. In any event, the distance they were required to travel must have been known when the weigh house was built, as both of the scales date from 1664.

dieses Projekt nicht von meinen bisher genannten Projekten. Auch hier ist das genaue Hinsehen, die Betrachtung des Gebäudes und aller seiner Merkmale das Entscheidende. Das Schwierigste war die Bestimmung der Zeichensprache des Gebäudes.

WV: Das musst Du erklären.

KK (geht zum Kühlschrank): Jemand hatte unterstellt, Gottfried Böhm hätte mit den verschiedenen Schrägen des Daches bei der Wallfahrtskirche von Neviges die Dachneigungen der anschließenden Altstadt von Neviges aufnehmen wollen. Aber das ist wohl das Letzte, was man dieser Kirche nachsagen kann: dass sie versucht, sich ihrer Umgebung anzupassen. Ein anderer kam mit der Behauptung daher, die Gestalt der Wallfahrtskirche in Neviges stelle ein »Zelt Gottes« dar. Diese Aussage ließe sich prima mit einer Bibelstelle belegen, wo von einem »Zelt Gottes« die Rede ist. Aber ich habe in meiner Kindheit hin und wieder einige Wochen in einem Zeltlager verbracht und seither eine Menge Zelte gesehen, aber kein einziges erinnerte auch nur im entferntesten an die Wallfahrtskirche von Neviges.

Während ich seinerzeit über die wahre Bedeutung dieser Bauform grübelte, zog ich eine Flasche Evian aus dem Kühlschrank, sah auf das Etikett und wusste es. Kurze Zeit später sah ich einen Film mit dem Vorspann des Filmverleih Paramount, und da war es wieder: Die Wallfahrtskirche von Neviges symbolisiert ein Gebirge. Diese Interpretation ließ sich durch typologische Betrachtungen zur Gewissheit verfestigen.

Wir haben hier also die entscheidende Erkenntnis, ausgehend von der herrschenden Meinung hin zur neuen Einsicht – etwas, das in allen meinen Arbeiten die Grundlage bildet. Bei der Wallfahrtskirche von Neviges ist die neue Sicht in Bezug auf die Bedeutung des Gebäudes heute allgemein akzeptiert.

WV: Wir können hier natürlich nicht über Deine Arbeiten sprechen, ohne auf den Bautyp Waage in Holland einzugehen. Da liegt ein wunderschönes gebundenes Buch von 2009 vor, das den Anschein erweckt, dass es Dich lange und ausdauernd beschäftigt hat. Wie kamst Du auf dieses Thema?

KK: Über die biografischen Aspekte dieser Wahl haben wir ja schon eingangs gesprochen. Höchstwahrscheinlich hat sie aber auch eine psychologische Komponente. Es könnte durchaus sein, dass ich in einem Waagegebäude ein Stückweit ein Ideal von mir selbst gesehen habe: Nicht so dominant und egozentrisch wie Kirchen oder Schlösser, auch nicht so dekorativ wie diese, sondern eher nüchtern und sachlich, meist zusammenstehend mit den anderen Gebäuden in einem Baublock, aber doch ein wenig herausragend durch Größe, Material etc. Mit den eingebauten Wiegeinstrumenten sensibel, präzise ...

WV: Das hört sich so an, als hättest Du Dich regelrecht in dieses Thema verliebt. War da Libido mit im Spiel?

KK: Ja, bestimmt, das Thema Waage war und bleibt unter meinen baugeschichtlichen Arbeiten die ganz große Liebe. Ich denke sowieso, dass die Libido eine große Rolle spielen muss, wenn man seine Profession engagiert und mit einem großen Anspruch betreiben will. Wichtig ist, dass einen

die Libido treibt, die Arbeit selbst aber klar und sachlich bleibt.

WV: Wenn wir bei der Libido bleiben – das scheint mir auch der entscheidende Aspekt zu sein. Die Arbeit an einem solchen Gegenstand ist ja nicht in zehn Tagen durchgestanden, sondern vielleicht in einem Jahr ...

KK: Das Thema Bautyp Waage hat mich drei Jahre am Stück beschäftigt. Mit einem solchen Gegenstand ist man länger zusammen als mit mancher Partnerin. Es muss eine Initialzündung geben, und während man dran ist, soll ein Feuer brennen. Es muss etwas geben, das einen antreibt, das einen bei der Stange hält. Es entwickeln sich dann unterschiedliche Phasen. Am Anfang die Angst, ob das Thema wirklich genug hergibt, zwischendurch immer wieder die Frage, ob man dem Stoff das Entscheidende abgewinnen kann, und wenn man schließlich den Durchbruch erzielt hat, der Schub, der ausreicht, das Projekt zu Ende zu führen.

WV: Wie war die Ausgangssituation bei diesem Projekt?

KK: Der Bautyp Waage war die härteste Nuss, die ich je zu knacken hatte. Am Anfang stand eine Menge unterschiedlicher Objekte, die noch niemand zuvor in einen sinnvollen Bezug zueinander gebracht hatte. Mehrere diesbezügliche Versuche waren gescheitert. Dazu gehört trotz gegenteiliger Behauptungen auch ein sogenanntes interdisziplinäres Projekt, das kurz vor der Aufnahme meiner Forschungsarbeiten publiziert worden war. Ein Kunsthistoriker beschrieb darin in ortsalphabetischer Reihenfolge Fassaden von Waagegebäuden, ein Wirtschaftshistoriker gab einen Überblick über die Entwicklung des Marktwesens und ein Vertreter der historischen Metrologie beschrieb die Entwicklung von Waagen und Gewichten. Keiner sah über den Tellerrand seines Faches hinaus.

WV: Wie ging es dann weiter?

KK: Es ging mir zunächst darum, die einzelnen Gebäude näher zu studieren, und zwar nicht nur die Fassaden und ihre Verzierungen, wie das bislang hauptsächlich geschehen war. Dabei war es mir quasi nebenbei gelungen, einen hundertjährigen

Gelehrtenstreit aufzulösen, an dem die bedeutendsten Forscher des Landes beteiligt waren. Es ging um die Frage, wer die Waage von Haarlem entworfen hat. Bei der Bestimmung des Entwurfsverfassers ging es immer wieder hin und her, zwischen dem Stadtarchitekten Lieven de Key, der für den Entwurf der öffentlichen Gebäude in der Stadt und damit auch für die Waage zuständig war, und zwei Malern, die für die Anfertigung von Plänen für die Waage bezahlt worden waren, allerdings in erheblich unterschiedlicher Höhe und für einen lächerlich geringen Betrag. Ich ging dieser Frage eigentlich gar nicht dezidiert nach, sondern skizzierte mit Bleistift und Transparenzpapier auf der Grundlage einer alten Zeichnung die Proportionierung der Fassade, und das sah aus wie im Lehrbuch: drei Quadrate übereinander und so weiter. Für die Tuschezeichnung nahm ich dann die sehr präzise Bauaufnahmezeichnung aus den vierziger Jahren als Grundlage und plötzlich klappete gar nichts mehr. Die Fassadeneinteilung zeigte sich als eine einzige Kakophonie. Dieser Befund bereitete mir ein paar Tage Depressionen, bis ich es schließlich herausbekommen hatte:

Der ursprüngliche Entwurf der Waage von Haarlem war vor dem Bau in der Breite gekürzt worden. Damit ließ sich nachweisen – um es kurz zu machen –, dass die beiden Maler für das Kopieren von Plänen bezahlt worden waren und Lieven de Key tatsächlich der Architekt der Waage von Haarlem war.

WV: Dafür hättest Du einen Wissenschaftspreis verdient gehabt.

KK: Danke. Aber für so etwas fehlt mir ein gerüttelt Maß an Mediokrität. Bei meiner Waage-Forschung ist leider so viel grundlegend Neues herausgekommen, das etliche Leute ziemlich blass hat aussehen lassen.

WV: Aber wie sah denn nun bei dem Waage-Projekt der Durchbruch aus?

KK: Jeweils in der vorlesungsfreien Zeit hatte ich mit Studenten der TU Berlin in Holland mehrwöchige Bauaufnahmekampagnen durchgeführt. Wir hatten uns dabei viel mit den charakteristischen Innenausbauten beschäftigt, von denen ich annahm,

dass ihre Dokumentation und Analyse eine nicht unerhebliche Grundlage für die Bestimmung der Entwicklung und Verbreitung des Bautyps Waage sein würde.

Das bedeutete jeweils einen langen Aufenthalt in den entsprechenden Waagegebäuden. Und dieser führte dann zu der entscheidenden Einsicht: Es gab Gebäude, die Waage genannt wurden, in denen aber alle möglichen Funktionen untergebracht waren und bei denen die Bezeichnung als Waage ziemlich willkürlich blieb. Und dann gab es noch solche, bei denen die Funktion der Waage eine das Gebäude bestimmende grundlegenden Rolle spielte.

Entscheidend war also das räumliche und prozesshafte Denken und nicht das begriffliche. Somit trennte sich plötzlich die Spreu vom Weizen. Und die Entwicklung und Verbreitung des Bautyps Waage konnte zum ersten Mal plausibel beschrieben werden. In den Tagen, als mir dieser Unterschied klar wurde, hatte ich nachts einen Traum, in dem mir ein bedeutender Professor für Baugeschichte auf die Schulter klopfte. Von diesem Tag an passierte es mir öfter, dass Menschen, die ich länger

nicht mehr gesehen hatte, auf mich zukamen und mir ins Gesicht sagten: »Mann, siehst Du gut aus, was ist denn mit Dir los?«.

WV: Aber ist dieses Thema Waage nicht etwas schrullig, hauptsächlich etwas für Spezialisten?

KK: Überhaupt nicht. Es hatte sich nämlich gezeigt, dass die Entwicklung und Verbreitung des Bautyps Waage im 17. und 18. Jahrhundert ausschließlich in Holland und dort auch nur in den nördlichen Provinzen erfolgte. Es war also gar nicht so, wie es bis dahin behauptet wurde, dass die holländische Architektur in dieser Epoche völlig von den Entwicklungen in Südeuropa abhängig war, sondern dass sie zu bedeutenden eigenständigen Leistungen fähig war, die denen auf dem Gebiet der Malerei dieser Epoche um Rembrandt und Vermeer als ebenbürtig betrachtet werden dürfen. Um diese Erkenntnis in die Welt hinauszutragen, arbeiten wir gerade an einer englischsprachigen Ausgabe der Waage als Bautyp.

WV: Letzte Frage: Was kommt bei Dir jetzt als nächstes Projekt?

KK: Ich kann mich nicht entscheiden. Was meinst Du, sollen wir zum Griechen oder zum Italiener?

Das Interview führte Wolfgang Voigt, ehemaliger stellvertretender Direktor des DAM im Sommer 2016.





Baustelle in Schwaben



Architekturbüro Van den Broek en Bakema

VITA



Universität Siegen PB A 113



Universität Tsukuba (Japan)

Jahrgang 1953. Architekturstudium in Biberach/Riß (FH) und Berlin (TU, HdK und FU); Promotionen in Architekturgeschichte (TU Berlin) und Kunstgeschichte (Universität von Amsterdam), Habilitation an der Universität Hamburg-Harburg. Publikationen vorwiegend zur Deutschen und Holländischen Baugeschichte der Neuzeit. Lehrtätigkeit an der TU und TFH Berlin. Seit Juni 2002 Professor für Baugeschichte und Denkmalpflege im Studiengang Architektur der Universität Siegen.

WISSENSCHAFTLICHE VERÖFFENTLICHUNGEN

1. „Die Baugeschichte der Festung Rammekens.“ Berlin 1982 (Typoskript).
2. „Rammekens, eine frühe Bastionärfestung in den Niederlanden (De Boni, ab 1547).“ In: *architectura*, Zeitschrift für die Geschichte der Baukunst, Heft 1, Band 18. München, Berlin 1987. 67-75.
3. „De Waag van Hoorn in gevaar.“ In: *Heemschut*, Jg. 64, Heft 7/8. Baarn 1987. 16-17.
4. „Untertanenhäuser‘ in vor- und frühindustrieller Zeit.“ In: Norbert Huse (Hrsg.): *verloren, gefährdet, geschützt. Baudenkmale in Berlin*. Berlin 1988. 66-79.
5. „Ein deutsches Modell. Die Gartenstadt Staaken des Architekten Paul Schmitthenner, 1914-17.“ In: *Gartenstadt Staaken e.G. (Hrsg.): 75 Jahre Gartenstadt Staaken*. Berlin 1989. 35-42.
6. „Fenster weit und breit“ [Zur Fassadenkonstruktion an Holländischen Wohnhäusern des 17. und 18. Jahrhunderts]. In: *Daidalos*, Heft 33. Berlin 1989. 88-93.
7. „Waagen und Festungen.“ In: Hans-Jürgen Moritz (Hrsg.): *Niederlande*. Rieden 1989. 164-166.
8. *Die Gartenstadt Staaken, 1913-18; Untersuchungen zum Frühwerk des Architekten Paul Schmitthenner, Anmerkungen zu seiner traditionalistischen Architekturkonzeption*. Dissertation TU Berlin 1991 (Typoskript).

★ 1 Zitate aus: Karl Kiem Die Gartenstadt Staaken ...

„Er [Paul Schmitthenner] schaffte es, die beiden Gegensätzlichkeiten – kostensparende Typisierung und interessante Individuation – zusammenzubringen. Dabei integrierte er die vorwiegend rational entwickelten Grundformen mit einem eher emotional bestimmten Formenvokabular. Paul Schmitthenner hat seine Architektur gewissermaßen komponiert. Das überlegte Verfahren erinnert an klassische Schemata. So gesehen lassen sich die Haustypen als Noten und die Hausgruppen als Akkorde betrachten. Die Zuordnung der Hausgruppen zueinander ist dann das Motiv, und die Bauphase der Satz. Interpretiert wird die Symphonie aus der Zeit »um 1800«.(S. 39 f.)

„Bezeichnend für funktionalistische Dogma ist es auch, daß die Vorstellungen der Nichtfachleute keine Rolle spielen; jedenfalls haben sich die Bewohner der Gartenstadt Staaken an der oben postulierten Verschleierung bis heute überhaupt nicht gestört, im Gegensatz zu den Nutzern monofunktionalistischer Siedlungen, die erheblich unter emotionaler Unterkühltheit und visueller Monotonie zu leiden hatten. Letztere Personengruppe hat dann auch weniger ihre Klassenverhältnisse verbessert – was ihr durchaus zu wünschen gewesen wäre – sondern

vielmehr ihre Häuser. Schließlich waren es vorwiegend Fabrikarbeiter, die in der Gartenstadt Staaken wohnten. Wo hätten diese ihre Emotionalität entfalten sollen, wenn nicht zu Hause – bei ihren entfremdenden, dem körperlichen und seelischen Wohlbefinden abträglichen Arbeitsverhältnissen. Die Sublimationsmöglichkeiten des Bürgertums standen ihnen schließlich nicht zur Verfügung. Daß sie jedenfalls in Anbetracht der kleinmaßstäblichen Architektur das Bewußtsein für ihre Klasse nicht verloren haben, belegen die Wahlergebnisse: Auch bei den Reichstagswahlen der Jahre 1932 und 1933 hatten die Linksparteien die absolute Mehrheit.“ (S. 169)

Erst die Integration der unbewußten oder vergessenen Intentionen des Architekten in die baugeschichtliche Betrachtung kann dieser ein authentisches Bild vermitteln. Es erschließt sich selten direkt aus Worten, sondern ist in den Bauformen manifest, wobei diese als Indizien dienen können. Die Offenlegung geschieht in der Umkehrung der Assoziationskette des Architekten.“ (...)
„Diese Geschichte [„Granit“] wird bei Stifter mit der den Erzählern des Biedermeier eigenen »bedingungslosen Subjektivität« berichtet. Richtig interessant wird sie erst in der Analyse ihres metaphorischen Gehaltes. So kann

9. „Neu-Holland. Niederländische Einflüsse in der Architektur der Mark Brandenburg; Bemerkungen zum Forschungsstand.“ In: Protokollband Oktober-Symposion 1991 der Deutsch-Niederländischen Gesellschaft. Berlin 1992. 32-38.
10. „Die Gartenstadt Staaken (1914-17) als Prototyp der modernen deutschen Siedlung.“ In: Vittorio Magnago Lampugnani und Romana Schneider (Hrsg.): Moderne Architektur in Deutschland 1900 bis 1950; Reform und Tradition. Katalog zur Ausstellung des Deutschen Architekturmuseums Frankfurt a. M. Stuttgart 1992. 132-149.
11. „Rembrandt versus Metropole Berlin; das holländische Giebelmotiv in der Gartenstadt Staaken (1914-17).“ In: Centre National de la Recherche Scientifique; Université de Paris IV (Hrsg.): L'Europe des échanges: la culture architecturale au-delà des frontières (1750-1993). Paris 1992 (Typoskript). 78-83.
12. „Rembrandt in Berlin.“ In: Daidalos, Heft 54, Berlin 1994. 94-101.
13. „Die Waage von Deventer (1528) als Handelshalle.“ In: Bulletin KNOB, Koninklijke Nederlandse Oudheidkundige Bond, Heft 2, Jg. 93, Zutphen 1994. 53-61.
14. „Der Umbau des Heilig-Geist-Hospitals von Alkmaar zur Waage (1582).“ In: A. Hoffmann, U. Hassler u. a.

der Verkäufer der Wagenschmiere als eine Verbilligung der Industrialisierung verstanden werden. In diesem Fall wird die Gegenwart des gediegenen Bürgertums durch den blankgescheuerten Holzfußboden repräsentiert. Er gehört den Eltern und versinnbildlicht damit die Gegenwart, während der Großvater die Vergangenheit und das Kind die Zukunft darstellen. So gesehen entsteht der Konflikt dadurch, daß die neue Welt des Maschinenzeitalters auf die alte vorindustrielle Gesellschaft trifft.

Die Versöhnung der Gegensätze geschieht durch den Rückgriff auf die Vergangenheit. In der Geschichte innerhalb der Geschichte darf der Köhlerjunge als Symbol des neuzeitlichen Industriearbeiters und die Prinzessin als Vertreterin des alten Adels verstanden werden. Der Großvater vermittelt dem Kind die Utopie, daß beide ihre Gegensätze verlieren, sich zusammmentun und dabei glücklich sein können.“(S. 220)

- (Hrsg.): Koldewey-Gesellschaft; Bericht über die 38. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung vom 11. bis 15. Mai 1994 in Brandenburg. Bonn 1996. 66-71.
15. „Ideal und Wirklichkeit; die Identifizierung der Entwurfszeichnungen für die Waage von Haarlem (Lieven de Key, 1598).“ In: *architectura*, Zeitschrift für die Geschichte der Baukunst, Heft 1, Band 27. München, Berlin 1996. 24-32.
 16. **Die Gartenstadt Staaken, 1914-17; Typen, Gruppen, Varianten.** Berlin 1997 (Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Beiheft 26). ★1
 17. Die Waage als Bautyp (16.-18. Jh.). Berlin 1998 (Typoskript).
 18. „Zum Holländischen in der holländischen Architektur (17. u. 18. Jh.): Vorboten der Moderne.“ In: Adolf Hoffmann, Uta Hassler u. a. (Hrsg.): Koldewey-Gesellschaft; Bericht über die 39. Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung vom 15. bis 19. Mai 1996 in Leiden. Bonn 1998. 93-95.
 19. „Das barocke Potsdam als Vorbild für den Siedlungsbau des frühen zwanzigsten Jahrhunderts; kostensparendes Bauen und lokale Identität.“ In: *Entwicklungsträger Bornstedter Feld* (Hrsg.): Potsdam als Wohnstadt

★ 2 Zitate aus: Karl Kiem
Die Freie Universität Berlin ...

„Auf dieser Veranstaltung wehrten sich die Professoren rhetorisch geschickt und geschlossen gegen die vorgesehene Mischung der Fakultäten, vor allem der Natur- und Geisteswissenschaften. In seiner Eröffnungsrede steckte der Kurator der Freien Universität die Position der Hochschullehrer ab: ‚Ich verstehe, daß Architekten gern was ändern, denen fällt was ein und die probieren was Neues, das sollen sie auch, dafür sind sie da, davon verstehen wir nichts. Aber das Grundprinzip: links die Geisteswissenschaften, rechts die Naturwissenschaften ist einmal betriebstechnisch von Seiten der studentischen Fächerkombinationen wichtig und zweitens konstruktiv wichtig.‘ Später wird von den Hochschullehrern die eigene Erfahrung ins Feld geführt: ‚Selbstverständlich würden wir uns sehr freuen, wenn man viel stärkere Möglichkeiten hätte, da eine gegenseitige Begegnung hervorzurufen, die darf aber nicht darin bestehen, dass man glaubt, durch bauliche Maßnahmen hier irgend etwas verändern zu können. [...] Man kann das nicht dadurch erreichen, indem man sagt, jetzt bauen wir das einfach hier herein und dann müssen die sich begegnen. Wir haben doch ganz deutliche Experimente auf diesem Gebiet. Wir haben nämlich ein großes Gebäude in der Freien Universität, in dem sitzen Geographen, in dem

sitzen Psychologen, in dem sitzen die Chemiker, in dem sitzen die Erziehungswissenschaftler, in dem sitzen die Pädagogen und in diesem Institut ist aber auch nicht eine Spur von irgendwie einer Begegnung da. Sie müssen alle durch dieselbe Tür gehen, sie sitzen mehrere Jahre da drin, die sehen sich jeden Tag und was daraus fließt, ist im Grunde großer Ärger: die einen können den Geruch von den anderen nicht mehr riechen, jeder versucht den anderen herauszudrängen und zwar nicht nur aus dem Grund, sie wollen mehr Raum haben, sondern einfach weil das eben nicht so geht, daß man sich einfach zusammensetzt in solch einem Raum und hofft, dann dadurch eine neue Gemeinschaft bilden zu können.‘

Der Dekan der philosophischen Fakultät Richard von Kienle setzte nach, indem er die Mischung von Natur- und Geisteswissenschaften als eine sinnlose Zerstörung natürlich gewachsener Zusammenhänge hinstellte: [...] Denn wenn ich hinüber gehe zum Physiker oder zum Chemiker, so bleibt doch mir, wenn ich in die Vorlesung hineingehe, nach zehn Minuten einfach die Puste weg, ich verstehe die Zeichen doch nicht einmal, die mir der an der Tafel vormacht. Und wenn der zu mir kommt, und ich zaubere ihm indische Wörter an die Tafel oder

- Tradition und Perspektiven. Berlin 1998. 19-24.
20. „Abschied von Hobrecht; Die Gartenstadt Staaken“. In: Andres Lepik u. Anne Schmedding (Hrsg.): Das XX. Jahrhundert. Ein Jahrhundert der Kunst in Deutschland. Architektur in Berlin. Köln 1999. 26-27.
21. Denkmalpflegerischer Leitfaden für die Gartenstadt Staaken; Bau- und Gartenhandbuch für die Nutzer. Berlin 2000 (Typoskript).
22. Die Freie Universität Berlin (1967-73), vulgo „Rostlaubbe“ (Candilis, Josic, Woods, Schiedhelm mit Jean Prouvé (1963, 1967-73). Berlin 2001 (Typoskript).
23. „Baugeschichte und Denkmalpflege.“ In: Fachbereich Architektur und Städtebau der Universität Siegen (Hrsg.): Siegener Lehre. Siegen 2002. 44-47.
24. „Gartenstadt Staaken“. In: Wolfgang Voigt u. Hartmut Frank (Hrsg.): Paul Schmitthenner 1884-1972. Tübingen 2003. 128-130.
25. Die „Neue Schlosserei“ auf dem Gelände der Amalienhütte; ein Eisenbetonbau aus dem frühen 20. Jahrhundert.“ Siegen, 2003 (Typoskript).
26. „Vielschichtiger Betonfelsen: Die Wallfahrtskirche in Neviges“. In: Wolfgang Voigt (Hrsg.): Gottfried Böhm. Berlin 2006. 60-79.
27. „Sanierung und Bibliotheksneubau der Philologischen

schreib' was meinetwegen Persisches in arabischer Schrift an die Tafel [...], dann sagt der, was macht der Kienle da für ixé Haxen. [...] sie nehmen uns die natürliche Verankerung unserer Fächer raus, wo wir eine Begegnung wünschen, wir wollen, daß unsere Leute Geschichte und Vorgeschichte hören, [...] die nehmen sie uns hier herüber und geben uns dafür etwas, ja, wo von der Begegnung, selbst wenn ich sie suche, zumindestens erst dann etwas habe, wenn ich vier, fünf, sechs Semester mich ganz bewußt hineinstelle.“ (S. 31)

„Das Wissen um den nordafrikanischen Einfluß auf die Gestaltung der FU Berlin haben ihre Architekten für sich behalten, wohl weil sie von einer negativen Reaktion auf ein solches Eingeständnis ausgingen. Erst nach dem Tod von Shadrach Woods und nur im familiären Kreis des Team X wies Georges Candilis im April 1974 in Rotterdam auf einen solchen Bezug: 'Ich sage euch, daß Berlin 1952 in Marokko beschlossen wurde.' Denkt man an das Bild der alten arabischen Stadt mit ihrer flachen labyrinthartigen Struktur, der Ausrichtung der Häuser auf Innenhöfe, der allgemeinen Integration der einzelnen Gebäude in ein geschlossenes städtisches Ganzes und dem weitgehenden Verzicht auf architektonische

Repräsentation, so läßt sich durchaus ein Einfluss der traditionellen afrikanischen Architektur auf die FU Berlin feststellen. Aber das Spektrum an Vorbildern für dieses Bauwerk ist komplexer, als es das genannte Zitat suggeriert.“ (S. 113)

„Die Architekten der FU Berlin nahmen an der beschriebenen lebendigen Kunstszene in Paris regen Anteil und versuchten, die beschriebene Aufbruchstimmung in ihren Entwürfen umzusetzen. Die Beatlemania spielte im Büro Candilis-Josic-Woods wie allgemein in Frankreich keine Rolle. Aber auch die Ikonen der französischen Popkultur, wie Sylvie Vartan und Johnny Hallyday, wurden von den Architekten der FU Berlin weitgehend ignoriert. Shadrach Woods und Manfred Schiedhelm fühlten sich vielmehr zu avantgardistischem Jazz, insbesondere zu der Musik von Ornette Coleman hingezogen. Dieser hatte 1960 mit seiner „Free Jazz“ genannten Schallplatte einer ganzen Stilrichtung ihren Namen gegeben.“ (S. 131)

„Im Gegensatz zu der allgemein goutierten städtebaulichen Einordnung ist das Erschließungssystem der FU Berlin unterschiedlich bewertet worden.

Fakultät der Freien Universität Berlin; Foster und Partner.“ In: Anette Becker u. Peter Cachola Schmal (Hrsg.): DAM Jahrbuch Architektur in Deutschland 2006. München 2006. 106-113.

28. „Eisenzeit; Bauten der Eisenförderung und -Verarbeitung sowie der entsprechende Arbeiterwohnungsbau im Siegener Industriegebiet.“ In: Karl Kiem (Hrsg.): Konversionen; Zum Umgang mit der Architektur der Eisenindustrie in Europa. Aachen 2007. 10-29.
29. Die Freie Universität Berlin (1967-73); Hochschulbau, Team-X-Ideale und tektonische Phantasie/ The Free University (1967-73); Campus design, Team X ideals and tectonic invention. Weimar 2008. ★ 2
30. „Free University of Berlin, Germany 1997-2005.“ In: David Jenkins (Hrsg.): Norman Foster Works 5. München u. a. 2009. 350-363. ★ 3
31. Die Waage; ein Bautyp des Goldenen Jahrhunderts in Holland. Berlin 2009.
32. „Fast wahr‘; Stilauseinandersetzungen als Farce.“ In: Festschrift für Jan Pieper. Aachen, 2009 (Typoskript). 129-138.
33. „The Weigh House: an architectural typology of the Dutch Golden Age.“ In: Claude Mignon u. Konrad

Mit dem Wunsch der Ordinarien nach Abgeschlossenheit, Überschaubarkeit und Kontrollierbarkeit ihrer Institute und dem Wunsch der Architekten nach Offenheit und Kontakt standen sich zwei Weltbilder unversöhnlich gegenüber. In diesem Zusammenhang ehrt es die Architekten der FU Berlin, daß sie den Einflußreichen Professoren Paroli geboten und sich zu Anwälten derjenigen gemacht haben, die in dem Planungsprozeß keine Stimme hatten, den Studenten. Eine konkrete Betroffenenheitsbeteiligung, wie sie 1968 von den revoltierenden Studenten gefordert wurde und in der Folge teilweise in das Bauplanungswesen Einzug hielt, kann für das Jahr 1963 nicht erwartet werden.“(S.159, 161)

- Ottenheim, Krista de Jonge u. Monique Chatenet (Hrsg.): Public buildings in early modern Europe. Turnhout 2010. 261-272 (Architectura Moderna; Architectural exchanges in Europe, 16th-17th centuries, vol. 9).
34. „Die Rostlaube.“ In: David Jenkins (Hrsg.): Free University Of Berlin; The Philological Library. München u. a. 2011. 14-43.
35. „Häuser in Bildern. Anmerkungen zur Gebäudetypologie und zur Baukonstruktion der riegellosen Fachwerkhäuser des Siegener Industriegebiets.“ In: Karl Kiem (Hrsg.): Nobilitierte Hauslandschaft. Dresden 2015. 11-28.
36. „Some kind of secret testimony from Mies' Konrad Wachsmann und die Ausstellung von Bernd und Hilla Becher an der University of Southern California.“ In: Karl Kiem (Hrsg.): Nobilitierte Hauslandschaft. Dresden 2015. 29-42.
37. „Versuch über eine Stele. Anmerkungen zur Baugeschichte und Bedeutung der Siedlungen Onkel-Toms-Hütte und Fischtalgrund in Berlin-Zehlendorf.“ In: Juan Calatrava u. a. (Hrsg.): Otra historia. Estudios sobre arquitectura y urbanismo en honor de Carlos Sambricio. [Madrid] 2015. 344-355

★ 2 Zitate aus: Norman Foster, David Jenkins and Karl Kiem:
Free University of Berlin ...

Amongst other early models for the Free University traditional North African architecture also plays a role. The influence was passed on in this case via Woods, who worked for Le Corbusier's subsidiary ATBAT-Afrique together with Candilis for five years from 1951. During this time he gained day-to-day experience of Arabic building forms in Algeria and Morocco. In fact, Woods so closely identified with the French-North African culture in Morocco that he threw off his customary image - based on the American film star Alan Ladd - and started dressing like Albert Camus.“(S. 18)

„After barely three decades of use, in 1997 a limited competition was staged to find an architect for the building's radical refurbishment, which Foster + Partners won. It took courage and imagination to conceive how the building's facade - by then severely decayed - could be transformed, while remaining faithful to the system developed by Jean Prouvé. Indeed, Foster was the only architect to demonstrate a real understanding of the challenges that refurbishing the building presented. Although Corten steel- which over time had fallen into disrepute and even been removed from building construction textbooks- is now being used for some

contemporary avant-garde buildings, it was ruled out for this project. It would not have provided the material strengths necessary to maintain the slender sections and fine detail of Prouvé's cladding system. Instead the new facade is detailed in bronze, which- as it patinates with age- emulates the colour tones of the original.“(S.26 f.)



FU Berlin Fotografie Martpers 2016

IMPRESSUM



hell

Reihe *hell*
Band 1

Universität Siegen
PB/A120/3
Paul Bonatz Str. 9-11
57076 Siegen

Ausstellung:
Winter 2016/17

Verantwortlich:
Marcus Heider
Martin Schäpers
Götz Stöckmann

Team Ausstellung:
Esra Dumanoglu
Philipp Günkel
Luisa Schmidt

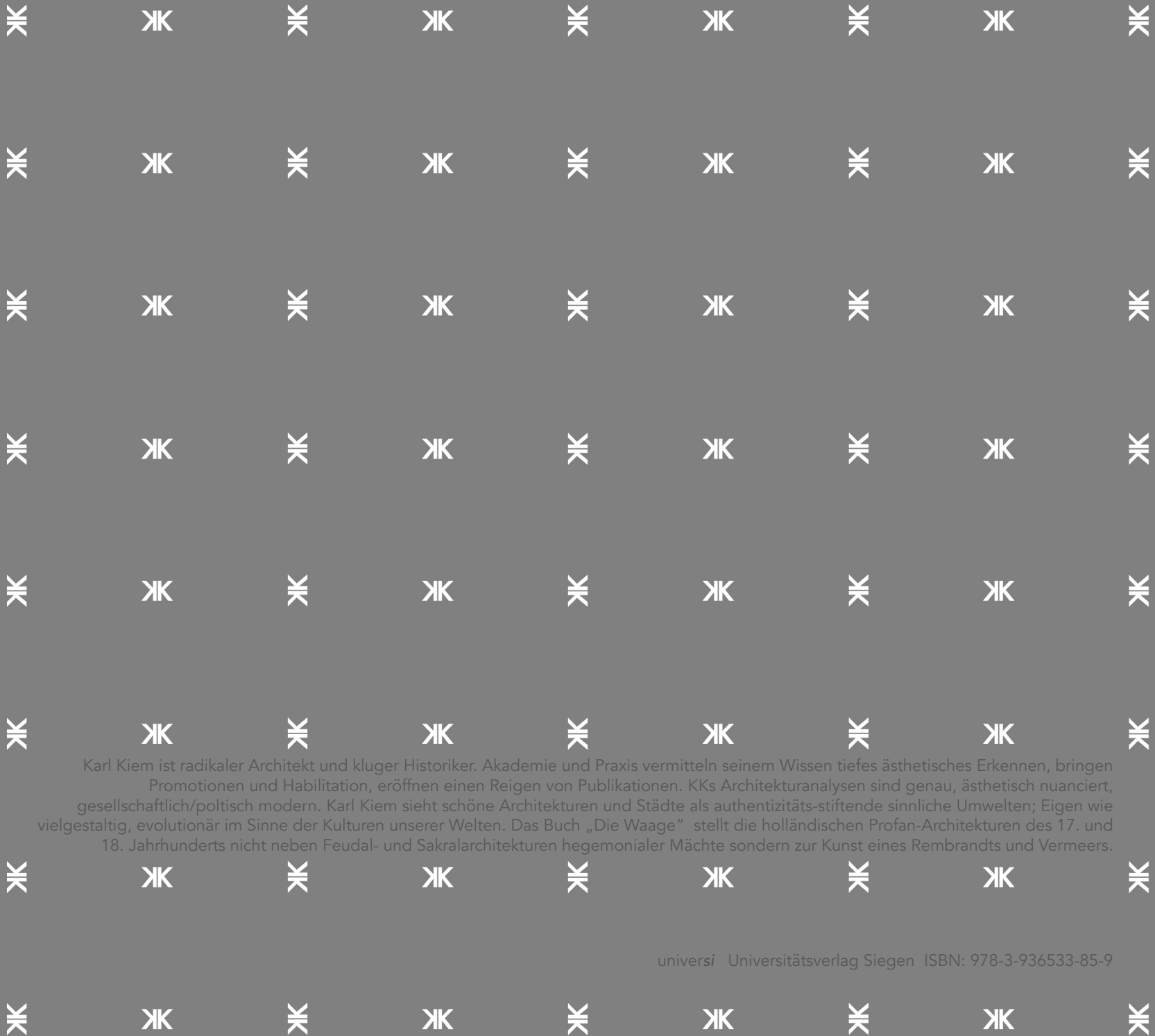
Layout:
Götz Stöckmann
Martin Schäpers

Druck:
Uniprint Siegen
Digitalprint

Verlag:
universi
Universitätsverlag Siegen
2016

ISBN: 978-3-936533-85-9

www.hell.digital



Karl Kiem ist radikaler Architekt und kluger Historiker. Akademie und Praxis vermitteln seinem Wissen tiefes ästhetisches Erkennen, bringen Promotionen und Habilitation, eröffnen einen Reigen von Publikationen. Ks Architekturanalysen sind genau, ästhetisch nuanciert, gesellschaftlich/politisch modern. Karl Kiem sieht schöne Architekturen und Städte als authentizitäts-stiftende sinnliche Umwelten; Eigen wie vielgestaltig, evolutionär im Sinne der Kulturen unserer Welten. Das Buch „Die Waage“ stellt die holländischen Profan-Architekturen des 17. und 18. Jahrhunderts nicht neben Feudal- und Sakralarchitekturen hegemonialer Mächte sondern zur Kunst eines Rembrandts und Vermeers.